Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse“.

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

Nr. 2. | 2. Quartal. | 1885.

Erlöst.

Novelle von **Marie Widdern.**

(Fortsetzung.)

[2]

O wenn ich nur sterben könnte, lieber der Tod als — mein Geschick tragen!“ erwiderte eine andere Stimme, eine Stimme, die mir wieder das Blut stürmisch durch die Adern trieb, weil ich sofort in ihr die Stimme meiner schönen Unbekannten wieder erkannte.

„Ach Hans, zum ersten Mal in meinem Leben befand ich mich jetzt auf einem regulären Lauscherposten, denn ich strengte meine Hörorgane bis zur Menschenmöglichkeit an, nur um mir auch keine Silbe von dem entgehen zu lassen, was die beiden Damen im Nachbarlogis mit einander sprachen und doch vermochte ich nicht, mir aus diesen Klagen von Seiten der Jüngeren, diesen bittenden Vorwürfen aus dem Munde der Aelteren ein Bild von dem Unglück zu machen, das das junge Mädchen so tief beugte, von der Art und Weise eines „Geschickes“, das, wie sie selbst in grenzenloser Verzweiflung ausrief, ihr jede Lebensfreude vergällte.

„Aber ich hatte gedacht,“ hörte ich da wieder die Stimme der Aelteren sagen, „diese Reisen würden Sie auf andere Gedanken bringen, im Anblick so vieles Schönen, so vielen Gewaltigem und Herrlichem würden Sie endlich das düstere Schreckbild vergessen, das Ihnen die allzu lebhafte Phantasie geschaffen.“

„Vergessen, dieses Schreckbild vergessen!“

Ein Stuhl wurde gerückt, jedenfalls war das junge Mädchen aufgesprungen und stand jetzt vor ihrer Begleiterin: „Madame Louison, ist das auch nur denkbar, kann der, welchen eine verblendete Jury ungerecht zum Tode verurtheilt, unter den Genüssen des letzten Mahls vergessen, daß der Strang schon bereit liegt, mit dem des Henkers Hand seinem Leben ein Ende machen soll und —“

„Miß um Gotteswillen, wie kommen Sie zu diesem Vergleich?“

Das junge Mädchen lachte, es war ein Lachen, das mir durch die Seele schnitt, dann sagte sie mit leiser, bebender Stimme:

„Louison, ich bin gewiß grausam, immer wieder die Qualen meiner armen Seele vor Ihnen zu



Eisbedeckter Baum am Niagara. (Mit Text auf Seite 16.)

offenbaren, aber zu wem sonst soll ich denn sprechen?!“ ich hörte ein leises Aufschluchzen, dann aber rief sie leidenschaftlich: „Ich habe ja Niemanden mehr auf der weiten Welt, der mich liebt wie Sie, die Sie schon über meiner Kindheit gewacht und auch dem erwachsenen Mädchen Ihren treuen mütterlichen Schutz zu Theil werden lassen.“

„Miß, liebe Miß!“ Jetzt hörte ich auch die alte Dame schluchzen, Beide weinten. — Hernach aber eilten wieder leichte Schritte über die Matten, die Damen suchten ein anderes Zimmer auf und ich hörte nichts mehr.

Aber welch ein Räthsel war da vor mir aufgestellt worden? — Das bleiche Mädchen mit den großen traurigen Blauaugen interessirte mich immer mehr, ich hätte sie erlösen mögen von dem Banne, der ihre Seele gefangen hielt und zermarterte mir immer und immer wieder das Hirn, worüber sie sich härmte, welcher Art eben dieser Bann war.

Darüber verging Stunde auf Stunde, es war beinahe Nacht geworden und ich wußte es nicht, bis mich endlich ein leises Klopfen störte. Der Graf trat zu mir ein: „Noch im Dunkeln?“ sagte er und setzte gleich darauf mit leisem Spott hinzu: „Träumten Sie mit wachen Augen, Doktor?“

Ich hatte mich rasch von dem Ruhebett erhoben und während ich mich nun beeilte, die Kerzen zu entzünden, entschuldigte ich mich so gut ich konnte, aber Graf Sonderfeld liebt keine langen Auseinandersetzungen und so machte er denn auch jetzt nur eine ungeduldige Handbewegung, „lassen Sie das, Lehnenhofen, zu solchem Wortgeplänkel ist die Zeit zu edel, ich bin auch nur gekommen, um Sie zu einem Spaziergang durch die Stadt abzuholen, mag ich doch noch nicht schlafen und da ich schon zu alt bin, um mir, wie Sie mit dem Aufbauen von Luftschlössern, die Zeit zu vertreiben, so muß ich mir schon eine andere Unterhaltung suchen.“

Ich war natürlich sofort bereit, aber auch dieser Gang durch das Gewühl in den Straßen, in denen ich mancher schönen Griechin in's Auge sehen konnte, denn in Athen beobachten nur die Frauen der niedrigsten Klassen noch die alte Sitte, sich in ihren Wohnungen abzusperren, brachte nicht das Bild der bleichen Unglücklichen aus meiner Seele, ja, als wir dann endlich wieder heimgekehrt waren und ich zur Nachtruhe auf meinem Bette lag, verfolgten mich auch bis in meine Träume hinein die blauen thränengefüllten Augen des fremden Mädchens und ich hörte die süße und doch so unsagbar schmerzvolle Stimme klagen und über ein Geschick jammern, dem keine menschliche Macht sie entziehen könnte . . . .

Wir waren am nächsten Morgen sehr früh aufgestanden, der Graf wollte das Morgenroth eines griechischen Himmels bewundern und zwar in weiterer Ferne von der Stadt, in dem Haine des Cephissus, der durch das erquickende Rauschen des Baches belebt, Gärten birgt, in denen die herrlichsten Oliven, Granaten, Feigen und Myrthenbäume prangen.

Einer dieser Gärten, die von Laubgängen durchschnitten sind, hat übrigens noch eine besonders ehrwürdige Vergangenheit, hier soll Plato mit seinen Schülern gewandelt und sie gelehrt haben, was groß, erhaben und schön war, ist und zu allen Zeiten sein wird. Wir standen in einem Paradies auf Erden und von diesem himmlisch schönen Fleckchen Welt aus sahen wir die Sonne aufgehen, das Morgenroth, dessen gegliederte lichtröthliche Strahlen an die zarten Rosenfinger der lieblichen Eos erinnern . . .

Es ward mir seltsam zu Muth und nie habe ich staunender, der Allgewalt und Erhabenheit des Erschaffenen bewundernder gegenüber gestanden als in dieser Stunde, umrauscht von den Schauern der großen Vergangenheit eines klassischen Volkes, ja so hingerissen war ich von dem, was ich sah und empfand, daß momentan auch das stille kummervolle Gesicht meiner schönen Fremden vergessen war.

„O, Herr Graf, wie schön ist es zu leben, wenn man hier stehen kann!“ rang es sich über meine Lippen.

Leonhard Sonderfeld neigte zustimmend sein Haupt, auch in seinen Augen lag tiefe Ergriffenheit, nur das Wort wußte er nicht, oder wollte es nicht wissen, mit dem er seine Empfindungen, diesem Sonnenaufgang gegenüber, schildern konnte.

Da, wer beschreibt mein Erstaunen, hörte ich mir ganz nahe wieder die weiche Stimme meiner blonden Hotelnachbarin „Madame de Plenard, ja das ist schön, wunderbar schön!“ rief sie in bemerkbarer Erregung.

Ich hatte mich nach der Sprecherin umgewandt. Sie stand so mit ihrer Begleiterin und dem Führer, daß ich wohl sie, aber nicht sie uns sehen konnte, und während sie noch keine Ahnung von unserer Nähe hatte, denn meine leisen Worte waren ihr jedenfalls entgangen, konnte ich ungehindert in ihr Gesicht sehen, in welches verklärend jetzt die ersten Sonnenstrahlen fielen.

Aber auch der Graf hatte die kleine Gesellschaft bemerkt, ein flüchtiges Lächeln zuckte um seine Lippen, als er mit der Hand eine bezeichnende Bewegung machte und in leisem Ton sagte:

„Sie haben Glück, Doktor, da ist die kleine schwarze Dame wieder und,“ er mußte sich unterbrechen, denn die drei Personen hinter uns hatten plötzlich ein paar Schritte nach vorwärts gemacht und standen mit einem Mal beinahe unmittelbar neben uns. Die Damen waren sichtlich erschrocken, als sie die Bemerkung machten, daß sie nicht allein auf dieser Stelle, wie aber die jüngere mich wiedererkannte, glitt erneuert das süße stille Lächeln um ihre Lippen, welches dem bleichen Gesichtchen einen so einzigen Zauber lieh.

Zu meinem grenzenlosen Erstaunen wandte sich jetzt aber Graf Leonhard, den ich noch nie, so lange ich ihn kannte, die Unterhaltung mit einer Frau suchen gesehen, an die beiden Damen und sagte so höflich, wie es ihm nur bei der ihm angeborenen Schroffheit und Kürze möglich war:

„Sind Sie nicht auch hingerissen, meine Damen, von dem Anblick, der uns so eben geworden?“

Die Aeltere sah ein wenig befremdet in das kalte strenge Mannesgesicht, aber sie schien eine weltgewandte Frau und so erwiderte sie schnell. „Gewiß mein Herr und wir bereuen nicht, einen so weiten Weg gemacht und lange Stunden der gewohnten Ruhe geopfert zu haben, um dieses göttlich schöne Schauspiel mit zu sehen, nicht wahr, Miß?“

Das junge Mädchen neigte bejahend den blonden Kopf, über den sie heute ein schwarzes Spitzentuch geschlungen, das aber nur dazu beitrug, die zarte, beinahe zu zarte Schönheit ihrer Züge noch hervorzuheben.

„Gewiß,“ sagte sie dann in ihrem leisen traurigen Ton und dann fügte sie innig hinzu, indem ein schüchterner Blick mein Antlitz traf, „ich denke, es müßte schon eine ganz verrohte Natur sein, die von solchem Anblick nicht hingerissen würde und seinetwegen nicht gern noch größere Opfer bringen möchte.“

Es blieb nicht bei diesen wenigen Worten zwischen uns, und da Graf Leonhard mein Erstaunen noch steigerte, indem er an die Seite Madame de Plenard's trat und sie auf einige Schönheiten in unserer Umgebung aufmerksam machte, so war es ganz selbstverständlich, daß ich ein Gespräch mit dem jungen Mädchen suchte, in das ich sie denn auch bald verwickelt. Ich hatte das Glück, gerade Thematen zu berühren, die ihr Interesse zu wecken schienen, wenigstens leuchtete es hin und wieder freudig auf in den großen Augen, und einmal hörte ich sie sogar lachen, hell auf lachen.

Dieser Morgen hatte unsere Bekanntschaft angebahnt und von nun an sahen wir uns alle Tage, wir machten die gleichen Ausflüge, und besuchten auch mit einander den berühmten Pentelikon.

Das schöne Mädchen, Miß Ellen Young, sie war Amerikanerin, aus New-York, weiter wußte ich noch nichts von ihr, stieg an meinem Arm den von Lorbeeren und Myrthen umdufteten Weg hinauf, der zu dem am Fuße des Berges liegenden griechischen Kloster führt! Und immer höher hinauf drängte es uns, wo sich hin und wieder schon der blendend weiße Marmor der älteren und neueren Steinbrüche zeigte.

In einer wundervollen Grotte, die man einst, vor langen Zeiten, zur Kirche benutzt, machten wir Rast, Madame de Plenard hatte Erfrischungen der mannigfaltigsten Art durch den Führer hinaufschaffen lassen und da wir allesammt erhitzt und auch ermüdet waren, so ließen wir es uns wohlschmecken. Miß Ellen war wieder so merkwürdig still und in sich gekehrt, daß mir beim Anblick ihres todtblassen Gesichtchens bald jede Freudigkeit schwand. Ich liebte sie ja schon mit der ganzen Gluth meiner Seele, wenn ich auch noch nicht gewagt hatte, ihr zu verrathen, was in mir vorging. Durfte ich es wagen, mich der reichen, ach so wunderbarschönen Miß zu offenbaren, ich, der ich nichts besaß als meinen guten Namen und die Kenntnisse, vermittelst deren ich mir erst eine geachtete Stellung im Leben erwerben wollte.“

Da der Erzähler hier eine Pause eintreten ließ, so warf Hans mit gutmüthigem Spott leicht ein:

„So ideal sind Deine Empfindungen für das Mädchen?“ Und weil statt aller Antwort nur ein brennendes Roth Romans Wangen färbte, setzte er achselzuckend hinzu: „verzeih mir, mein Junge, wenn Dich meine Bemerkung kränkte, aber Du weißt ja, ich habe Reichthum und gute Geburt nie für Fehler gehalten, am wenigsten bei derjenigen, die ich mir zum Weibe erwählte; ich bin eben durch und durch Realist! und als seiner Zeit auch an mich der Wunsch herantrat — es ist noch nicht gar zu lange her — erst mußten ja alle Examinas bestanden werden und ich die Bestallung als Kreisrichter in der Tasche haben — einen eigenen Hausstand zu gründen, da habe ich mich vorsorglich prüfend nur unter den Töchtern der besseren Stände des Landes, meiner lieben deutschen Heimath, umgesehen und hübsch nachgeforscht, ob diese oder jene, die mir schon anstehen konnte, auch die nöthige Mitgift erhielt. Denn ich sage Dir, Roman, das Geld spielt heut zu Tage eine ganz fürchterliche Rolle — und ich kann Dich versichern, wie lieb mir auch meine kleine Anna gewesen, schon nachdem ich sie kaum dreimal gesehen, meine Frau wäre sie doch nicht geworden, wenn ich nicht gewußt hätte, ihr Alter zahlte mir am Hochzeitstage baare hunderttausend Mark. — Aber nun fahre auch in Deiner Erzählung fort,“ sagte der Kreisrichter dann nach einem tiefen Zuge aus seinem Glase, „und glaube vor allen Dingen nicht, daß sie mir interesselos ist, ganz im Gegentheil! Nur berührt sie mich, dessen Beruf schon die verkörperte Prosa ist, wie ein Märchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein geheimnißvolles Verbrechen.

Kriminalnovelle von G. Glaß.

(Nachdruck verboten.)

Der Schwurgerichtssaal war erdrückend voll. Die heiße Julisonne schien durch die hohen Fenster auf die erregte Menge, die mit Spannung der Rückkehr und des Spruchs der Geschworenen harrte, nur flüsternd mit einander verkehrte und die Augen selten von dem Angeklagten wegwandte.

Er war ein gefährlicher Schurke dieser Angeklagte, wenigstens hatte der Staatsanwalt dies bewiesen und der Vertheidiger es ruhig zugegeben. Ja, der letztere hatte sich bemüht, da die Thatsache des Verbrechens nicht zu leugnen war, dasselbe als ein so schändliches und unverständliches hinzustellen, daß es unmöglich die That eines geistig gesunden Menschen sein konnte, um so den Beweis zu bringen, daß der Angeklagte nicht im Vollbesitz seiner Sinne gewesen.

Es konnte kein Zweifel obwalten über den Mord und die Rohheit, mit der er ausgeführt. Der Gefangene, ein Italiener mit Namen Teodore Peroni, sprach sehr gut deutsch und obgleich er nach seiner eigenen Angabe erst vierzig Jahre alt, war sein Haar schon grau und er erschien überhaupt in seinem ganzen Aussehen und Wesen beinah wie ein Greis. Zur Zeit des Mordes war er Kellner in einem Restaurant nahe dem königlichen Schauspielhause gewesen, in dem er seit mehreren Jahren bediente.

Während die Geschworenen über das Leben oder den Tod des Angeklagten entscheiden, wollen wir uns den Schauplatz und die Umstände des Mordes näher betrachten.

Das Restaurant Berg, in welchem Peroni angestellt gewesen, hatte einen guten Ruf. Sein Publikum war ein gewähltes. An einem Frühjahrsabend, einige Wochen vor der Verhandlung, der wir eben erwähnten, beging hier Teodore Peroni die That, der er angeklagt und die zu leugnen er auch nicht ein einziges Mal versucht hatte. Die Umstände waren die folgenden: Um 10 Uhr Abends betraten zwei Herren das Restaurant. Beide waren nicht mehr jung, gut gekleidet und sahen wie wohlhabende Kaufleute aus. Sie nahmen einander gegenüber an einem Tische Platz, bestellten Abendbrod und Wein und Teodore Peroni bediente sie. Einzelne der Zeugenaussagen mögen hier ihren Platz finden. Frau Berg, die Frau des Besitzers, deponirte: „Ich sah die Herren eintreten. Sie waren mir beide unbekannt, so viel ich weiß, kamen sie das erste Mal in unser Restaurant. Sie setzten sich an einen von Peroni's Tischen nieder. Dieser nahm ihnen die Hüte und Ueberzieher ab, wobei ich durchaus nichts Ungewöhnliches an ihm oder irgend welche Aufregung in seinem Betragen bemerkte. Beide Herren schienen ihm ebenfalls vollständig fremd zu sein." Gottfried Schmidt deponirte: „Ich bin Börsenmakler. Ich kannte den Ermordeten, Egon Helbig, war aber nicht mit ihm befreundet. An dem betreffenden Abend speisten wir gemeinschaftlich im Restaurant Berg. Der Gefangene bediente uns; augenscheinlich waren wir ihm Beide vollständig fremd. Wir unterhielten uns über verschiedene Gegenstände, der Verstorbene sprach meistens und ziemlich laut. Der Gefangene war sehr aufmerksam, immer in unserer Nähe und muß so den größten Theil dessen, was wir sprachen, gehört haben. Einmal ließ er einen Teller fallen, den er uns bringen wollte, und als er sich bückte, die Scherben aufzuheben, bemerkten wir Beide, daß

Ermordete sagte: „Der Mensch scheint krank zu sein." Der Angeklagte brachte uns Kaffee, setzte denselben vor mich hin und stellte sich dann hinter den Stuhl des Ermordeten. Plötzlich zog er ein Tischmesser aus der Tasche, ergriff Egon Helbig beim Haar, zog seinen Kopf gewaltsam nach hinten und durchschnitt ihm den Hals von einem Ohr bis zum andern. Es war das Werk eines Augenblickes. Er machte keinen Versuch zu entfliehen und verweigerte jede Erklärung seiner That."

Befragt, über was er und der Verstorbene sich während des Essens unterhielten, antwortete der Zeuge:

„Ich kann es nicht genau sagen; wir sprachen über Verschiedenes, aber ich hatte an dem Abend furchtbare Kopfschmerzen und war nur zu froh, Helbig, der sich sehr gesprächig zeigte, die Unterhaltung führen zu lassen. Ich erinnere mich, daß er über Politik sprach und gerade als wir in das Restaurant eintraten und während wir das Essen bestellten, erzählte er mir von einer Liebesaffaire mit einem Mädchen in Frankreich oder Italien, aber ob er oder ein Anderer der Held derselben war, weiß ich nicht mehr. Er zeigte mir einen goldenen Ring, den er am Finger trug und so viel verstand ich, daß der Ring mit der Sache in irgend einem Zusammenhang stand, doch erinnere ich mich nicht in welchem."

Der Besitzer des Restaurants, der einzige Entlastungszeuge, gab dem Angeklagten das beste Zeugniß über seine Aufführung während der fünf Jahre, die er bei ihm angestellt gewesen. Das war Alles.

Teodore Peroni verweigerte jede Auskunft über sich selbst und die Motive seiner That, er schien keinen Freund in der Welt zu besitzen, der ein Wort für ihn hätte einlegen können, ausgenommen den berühmten Rechtsanwalt, der zu Aller Erstaunen die Vertheidigung übernommen und sich die größte Mühe gegeben hatte, zu beweisen, daß Peroni unter dem Einflusse zeitiger Unzurechnungsfähigkeit gehandelt.

Die Geschworenen hatten sich zur Berathung zurückgezogen; eine halbe Stunde verging und noch immer waren sie nicht wiedergekehrt. Andere Interessen fingen an, die Menge zu beschäftigen und sie schien zu vergessen, daß über Leben und Tod des grauhaarigen, müde aussehenden Ausländers entschieden wurde. Er sitzt so still da, dieser Angeklagte, dieser überführte Mörder, daß man sein Gesicht leicht photographiren könnte. Obgleich ein großer, muskulöser Mensch, sieht er doch aus, als ob er nicht die Kraft oder den Muth hätte, sich aufrecht zu halten. Sein Kopf ist mit dichten grauen Haaren bedeckt. Die großen schwarzen Augen, mit dem müden traurigen Blick, erscheinen wunderbar sanft für einen Mörder; die großen knochigen Hände hält er auf dem Knie gefaltet. Er trägt noch seinen Kellneranzug, einen abgetragenen schwarzen Frack, ein Hemd, das einst weiß gewesen, und um den Hals eine schmale seidene Kravatte. Dabei sieht er so ruhig, so unbewegt aus; er muß wirklich ein gefährlicher Verbrecher sein!

Eine Bewegung im Saal, ein Oeffnen und Schließen von Thüren, Fußtritte, die Geschworenen treten ein. Der Obmann ist sehr bleich. Er ist ein gutherziger, mitleidiger Mann, und es fällt ihm schwer, über eines Mitmenschen Leben abzuurtheilen. Finden Sie den Angeklagten schuldig oder nichtschuldig? — Sie finden ihn schuldig. — Nichts wird erwähnt von Unzurechnungsfähigkeit oder mildernden Umständen. Hat der Angeklagte noch etwas zu sagen? Nein, der Gefangene hat nichts zu sagen, ausgenommen etwas leise in Italienisch zu sich selbst, was aber der Richter nicht hört. Es liegt auch nichts daran, denn es sind nur drei kleine Worte: Grazia a Dio

und Teodore Peroni wird zum Tode verurtheilt.

Teodore Peroni wurde nach der Zelle der Verurtheilten gebracht. Dort blieb er ruhig und ohne zu sprechen während der Tage, die zwischen seiner Verurtheilung und seiner Hinrichtung lagen. In der Nacht vor seiner Hinrichtung verlangte er Feder und Papier und schrieb einen Brief. Er bat, man möchte ihm dem Herrn geben, der (Niemand wußte warum) den berühmten Rechtsanwalt zu seiner Vertheidigung veranlaßt hatte, aber erst nachdem die Hinrichtung vollzogen. Darauf legte er sich ruhig zum Schlafen nieder. Der Gefängnißwärter, der ihn beobachtete, sah, daß, wie er so dalag, der müde, hoffnungslose Ausdruck ganz aus seinem Gesicht verschwand; und oft lächelte er sogar und murmelte abgebrochene Worte, denn er träumte, dieser verurtheilte Mörder. Folgendes war sein Traum:

„Es war Sommer, weit fort im schönen Italien, es war Sommer und es war Abend. Ein breites Thal mit Traubengeländen an beiden Seiten und dazwischen Wiesen im frischen Grün, der Gesang der Vögel und von fern das Läuten des Angelus. Auf dem Berge rechts ein prächtiges Schloß, links ein blühender Hain, am Fuß ein kleines Dorf. Die Abendschatten werden länger, der Ton der Kirchenglocke ist verstummt, langsam sinkt der große Sonnenball im Westen und wirft seine letzten Strahlen über den Fluß, dessen leichte Wellen silbern erglänzen. Und am Ufer des Flusses wandeln langsam ein Mädchen und ein junger Mann. Er hat den Arm um ihre Taille gelegt und sich zu ihr niedergebeugt, daß sein Athem die kleinen Locken auf ihrer Stirn bewegt. Es ist ein schöner, großer Jüngling, mit schwarzem, krausen Haar, das dicht seinen Kopf umgiebt und großen dunkeln Augen voll Liebe und Hoffnung. Sie ist so lieblich und zart, das schmale, blasse Gesicht von goldigbraunen Haaren umrahmt. Große dunkelbraune Augen lachen in die Welt, die wunderbaren Augen Italiens. Seite an Seite, Herz an Herz, wandern sie durch das blühende Land und beobachten die rosigen Wolken, die Inseln in einem Flammenmeer zu bilden scheinen, mit Ufern von Silber und Berggipfeln von Gold. Weit, weit erstrecken sie sich, bis sie sich in dunklere Schatten auflösen und hier und dort segelt eine kleine weiße Wolke zwischen ihnen wie ein Feenschiff mit Botschaften der Liebe beladen für die glücklichen Bewohner dieser rosigen Eilande. Doch die beiden wandern weiter bis sie die Wolken-Inseln erreichen und waren glücklich. Sie dachten nicht daran, daß Liebesgeflüster verstummt und Küsse kalt werden, daß es ermüdend ist, Berge zu erklimmen, wenn auch die Gipfel von Gold, denn sie waren jung und unschuldig, die Jahre, die vor ihnen lagen, schienen so rosig wie der Abendhimmel und Zwillingsgeister webten ihren Zauber um sie, Jugend und Liebe."

Er schlief ruhig, ganz ruhig, bis sie kamen, um ihn zu wecken, dann stand er ruhig auf, machte sich bereit und starb so, gefaßt und ruhig.

Der Brief, den Teodore Peroni geschrieben, wurde richtig abgeliefert, wie er es gewünscht. Herr Karl Ebeling, an den er gerichtet, war ein persönlicher Freund des Rechtsanwalts, der Peroni vertheidigt, und den Tag nach der Hinrichtung schrieb er den folgenden Brief an denselben: „Mein lieber Freund, bitte, diniren Sie morgen um drei Uhr mit mir bei D . . ., ich habe Ihnen etwas über den armen Burschen mitzutheilen, der gestern enthauptet wurde." „Der arme Bursche" dachte der Rechtsanwalt. Ich verstehe gar nicht, warum er so viel Mitleid für ihn fühlt. Ein gemeiner Mörder! Was kann er noch über ihn

Die neueste Mode.

Sonnenschirme mit Inschriften.

Für unser Blatt gezeichnet von Ernst Urbach.







Die verwittwete Frau Kanzleirath Josephine Ohnegold, geborene Schlau, hat ihrer Tochter, dem Fräulein Kunigunde Ohnegold, einem sehr netten und hübschen, heirathsfähigen Mädchen, einen Sonnenschirm nach der neuesten Mode geschenkt. — Herr Eduard Flott, ein sehr netter und hübscher, heirathsfähiger junger Mann, war in der Wahl seiner Eltern sehr vorsichtig. — Sobald Fräulein Kunigunde Ohnegold sich auf der Straße blicken läßt, sieht man merkwürdiger Weise plötzlich Herrn Eduard Flott denselben Weg wandeln. Herr Eduard Flott versucht sich Fräulein Ohnegold zu nähern, was derselben sowohl, als wie ihrer Frau Mutter, der verwittweten



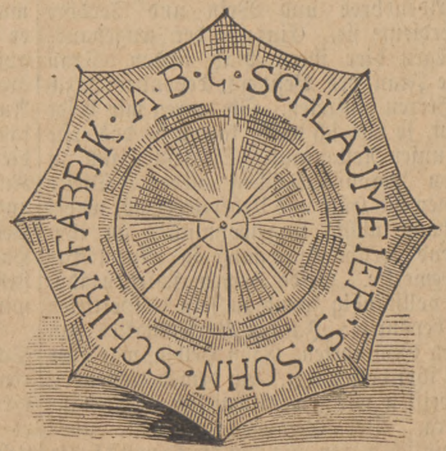




Kanzleirath Ohnegold geb. Schlau, gerade nicht unangenehm ist, denn Herr Flott war ja, wie schon gesagt in der Wahl seiner Eltern sehr vorsichtig. — Fräulein Kunigunde und Herr Eduard gehen zusammen im Thiergarten spazieren, setzen sich dort auf eine Bank und unterhalten sich sehr angelegentlichst über das schöne Wetter. — Allmälig wird Herr Flott lebhafter und fängt plötzlich an, von ewiger Liebe zu reden. Da — spannt Fräulein Kunigunde ihren Schirm auf. — Freilich erschrak Herr Eduard zuerst nicht wenig, that aber dann doch, was ihm der Schirm befohlen, und man konnte in kürzester Zeit in der Zeitung lesen:







Als Verlobte empfehlen sich

Kunigunde Ohnegold
Eduard Flott.

Bezugnehmend auf obige wahrheitsgetreue Begebenheit, erlaubt sich unterzeichnete Firma ihre Karte der geehrten Damenwelt zu überreichen. Auch für die Herrenwelt haben wir ein reiches Sortiment von Schirmen mit Inschriften, wie: „Wittwer ohne Anhang." — „Mensch bezahle Deine Schulden." — „Frau ärgere mich nicht" u. s. w. auf Lager.

Hochachtungsvoll

A. B. C. Schlaumeier's Sohn, Schirmfabrik.



Ein Bauernhof in Canton. (Mit Text auf Seite 16.)

mitzutheilen haben?“ Aber trotzdem nahm er die Einladung an und traf seinen Freund um die bestimmte Zeit. Anfangs wurde der versprochenen Mittheilung mit keiner Silbe gedacht und erst als der Kaffee erschien, brach Ebeling das Schweigen. „Ich habe Ihnen etwas zu zeigen, was einiges Licht in die Angelegenheit des armen Peroni bringt.“ „Erst sagen Sie mir,“ unterbrach der Rechtsanwalt, „warum Sie Sich überhaupt so sehr für ihn interessirten?

„Ich kannte Peroni seit mehreren Jahren. Ich speiste gewöhnlich im Restaurant Berg und er bediente mich stets und war besonders höflich. Er sah nicht aus und sprach nicht wie ein Kellner. Einmal als ich mit einem Bekannten dort speiste, citirte dieser einen Vers aus Horaz, während Peroni am Tische stand. Dieser blickte auf und ich hörte, daß er das Citat leise wiederholte.

„Sie haben also Horaz gelesen, Kellner?“ sagte ich lachend und er erwiderte: „Früher, früher und seufzte. Er interessirte mich und ich versuchte manchmal, etwas von ihm über sein Leben zu erfahren, aber er ging nie auf ein Gespräch ein. Als er wegen des Mordes eingezogen wurde, besuchte ich ihn einmal und da ich ihn so freundlos und verlassen fand, beschloß ich, ich weiß selbst kaum warum, ihm für meine Kosten einen Vertheidiger zu bestellen. Das ist Alles. Jetzt lesen Sie dieses.“

Es war der Brief, den der Verurtheilte die Nacht vor seiner Hinrichtung geschrieben. Folgendes war der Inhalt:

„Hochgeehrter Herr! Morgen werde ich das Verbrechen, das ich begangen, mit dem Tode sühnen. Ich bin nicht und ich war auch nicht wahnsinnig, wie der gütige Anwalt die Richter glauben machen wollte. Ich verdiene, zu sterben, denn Niemand hat das Recht, der Gerechtigkeit Gottes vorzugreifen und wäre es auch, um den größten Verbrecher zu bestrafen. Aber Sie sind so freundlich gegen mich gewesen und ich möchte gern, daß, wenn ich hinüber bin, Sie erfahren, daß ich nicht so schlecht war, als es den Anschein hatte. Wenn Ihnen daran liegt, zu wissen, warum ich es gethan, gehen Sie nach dem Zimmer, das ich bewohnt, Kleine Jägerstraße Nr. 24 und unter einem losen Brett im Fußboden nahe am Fenster werden Sie eine lederne Brieftasche finden. Es sind Papiere darin, die Ihnen einigen Aufschluß geben werden, den Rest werden Sie errathen. Teodore Peroni.

„Das ist nicht der Styl eines Kellners,“ dachte der Rechtsanwalt. „Die Orthographie ist richtig und die ganze Schreibweise die eines gebildeten Mannes.“

„Dieser Brief wurde mir übergeben,“ begann Ebeling wieder, „wenige Stunden nachdem das Alles vorüber war. Ich ging natürlich, sobald ich konnte, nach der Kleinen Jägerstraße. Nummer 24 ist ein elendes Haus. Ich sagte der Wirthin, daß ich ein Bekannter von Teodore Peroni wäre und das Zimmer sehen möchte, welches er bewohnt. Die Frau führte mich nach einer Bodenkammer und blieb da und schwatzte, während ich mich umsah. Ich überlegte mir gerade, wie ich sie los werden könnte, als ein Lärm auf der Straße ihre Aufmerksamkeit erregte, und sie lief ohne weitere Ceremonie davon. Die Kammer war ganz leer, so daß ich keine Schwierigkeit hatte, das lose Brett in der Nähe des Fensters zu entdecken. Ich hob es hoch und in einem Loch darunter fand ich dies.“ Bei diesen Worten zog Ebeling eine große Brieftasche hervor.

„Ich verließ das Haus sofort, nachdem ich der Frau eine Mark gegeben, und zu Hause angekommen durchsah ich die Brieftasche. Der Inhalt bestimmte mich, Sie zu bitten, heute mit mir zu diniren.“

„Und was enthält die Brieftasche?“

„Papiere und Briefe, die meisten ohne Beziehung zu dieser Angelegenheit, aber ein kleines Packet erwies sich als sehr wichtig. Ich habe die Papiere geordnet und will Sie Ihnen vorlesen. Es sind Briefe, Theile eines Tagebuchs und lose Blätter, die später geschrieben sind. Ich will mit dem Tagebuche anfangen:

„Sonntag, Januar 1863. Die neuen Bewohner des Meierhofes sind heut zum ersten Male in der Kirche gewesen. Herr Gasperini, seine Frau und ihre Tochter. Ich sah während der Messe immer nach ihnen hin. Wie stolz die Signorina aussah und was für schöne Augen sie hat. Sie hatte ihr Gebetbuch vergessen; ich wagte aber nicht ihr meins anzubieten.“

„Donnerstag, Februar 1863. Die Bewohner des Meierhofs machten heut meiner Tante einen Besuch. Sie brachten die Signorina mit und stellten mich ihr vor. Ihr Name ist Maddalena. Sie erzählten, daß sie in einem Kloster in Florenz erzogen sei. Das macht sie vielleicht so stolz, so verschieden von den andern Mädchen. Sie ist stolzer als die Tochter des Podesta. Sie ließ sich kaum herab, mir eine Verbeugung zu machen und ich, der ich nie in Damengesellschaft gehe, wußte nicht, was ich zu ihr sagen sollte. Oh, wann werde ich nach Florenz kommen!“

„April. Gestern ging ich mit meiner Tante zu Leonora Monti's Hochzeit. Und dieser Tag wird mir für ewig als einer der unglücklichsten meines Lebens im Gedächtniß bleiben. Als der Tanz begann, faßte ich all meinen Muth zusammen und bat Signorina Maddalena um eine Quadrille. Dabei hatte ich das Unglück, ihr Kleid zu zerreißen, das wunderschön und direkt zu dieser Hochzeit in Florenz für sie angefertigt worden war. Die jungen Leute lachten mich aus, aber die Mädchen freuten sich, wie mir schien, denn keine von ihnen hatte ein Kleid von Florenz und sie lieben die Signorina Maddalena nicht und sie sagen: sie sei stolz. Sie sah mich an mit ein paar Augen, die wie Kohlen glühten und sagte etwas, was ich nicht niederschreiben kann, es that mir gar zu weh. Ich erwiderte nichts, aber ich ging nach Hause und weinte. Und ich bin heut achtzehn Jahr geworden!“

„April. Ich versuchte an die Signora zu schreiben, um mich zu entschuldigen und sie um ihre Verzeihung anzuflehen, denn ich wage nicht mit ihr zu sprechen, aber ich konnte keinen Brief zu Stande bringen. O, ich bin sehr unglücklich!“

„Mai. Meine Tante, die noch zu leidend ist, um das Haus zu verlassen, sandte mich heut, anstatt selbst zu gehen, um ein schönes Blumenbouquet auf den Altar der Madonna niederzulegen. Als ich über die Wiese ging, sah ich Jemand mir entgegen kommen; es war Signorina Maddalena. Mein Herz klopfte so stark und ich wurde so verlegen, daß ich kein Wort sagen konnte und mich nur stumm verbeugte. Sie ging an mir vorüber mit erhobenem Kopf und dankte mir kaum. Aber kaum war sie vorüber, als die Versuchung über mich kam, mit den Blumen ihr nachzulaufen und zu thun, als ob sie für sie bestimmt wären. Ich that es und ging sogar so weit zu behaupten, ich wäre auf dem Wege zu ihr gewesen, um ihr die Blumen zu bringen und um Verzeihung zu bitten, daß ich ihr das Kleid zerrissen. Dann haben Sie sich aber in der Richtung geirrt, die Farm liegt auf der andern Seite, antwortete sie — was mich wieder ganz verlegen machte und mir zeigte, daß aus einer Lüge nichts Gutes herauskommen kann. Aber sie sagte es nicht unfreundlich und lachte dabei sogar ein wenig, so hell wie eine Glocke. Und sie nahm die Blumen, bewunderte sie sehr und sagte, sie vergebe mir, daß ich ihr Kleid zer-rissen, der Schaden wäre nicht sehr groß. Dann wußten wir beide nicht, wovon wir sprechen sollten. Sie erröthete und sagte: „Buon giorno, signore“ so süß, daß ich mich wunderte, wie ich sie je hatte für stolz halten können. Und dann stand ich da und sah ihr nach, wie sie graziös über die Wiese dahinschritt. Und die Sonne schien plötzlich so hell und die Vögel sangen so lieblich, daß ich an der Kirche war, ohne auch nur daran zu denken, daß ich keine Blumen hatte, um den Altar zu schmücken.“

Hier machte Ebeling eine Pause.

„Jetzt,“ sagte er, „kommt ein Brief. Es ist kein Datum darauf, aber er war mit einer Stecknadel an die letzte Seite, die ich gelesen, befestigt. Und dies hier gehört auch dazu, glaube ich.“ Er zeigte dem Rechtsanwalt (in verblaßtes blaues Band, an dem ein silbernes Medaillon in Herzform hing. Dann las er den Brief, der von Jemand Andrem geschrieben war, als das Tagebuch, in einer zierlichen weiblichen Handschrift.

„Du warst also eifersüchtig und dachtest Deine Maddalena macht sich nichts daraus zum Balle zu kommen, obgleich sie wußte, daß Du dort bist? Die Wahrheit ist, ich hatte all mein Taschengeld gespart, um Dir ein kleines Geschenk zu kaufen und hatte nichts übrig für die neuen Tanzschuhe, die ich gebraucht hätte. Wenn Du morgen nach der Vesper am großen Kreuze sein willst, dann sollst Du vielleicht Dein Andenken haben. Es ist nur ein kleines silbernes Herz an einem Bande, so daß es an Deinem ruhen kann. Und wer weiß, ob Du nicht etwas darin findest, um das Du gebeten hast. Dein auf ewig

Maddalena Gasperini.

P. S. Ich habe gehört, daß Lorenza Diterici auf dem Balle war.“

Der Vorleser schwieg; öffnete das Medaillon und nahm sorgsam, beinah andächtig eine kleine goldbraune Locke heraus, die mit verblaßter rother Seide gebunden war. Die beiden Freunde betrachteten sie schweigend, man könnte sagen erschüttert.

Dann sprach Ebeling wieder: „Hier sind noch einige Tagebuchblätter,“ und er las:

„Ich soll also nach Florenz gehen, um die Rechte zu studiren und mir eine Stellung zu gründen. Vor einem Jahr wäre ich so glücklich darüber gewesen. Florenz war immer mein Ziel. Aber jetzt — kann ich sie verlassen? Und doch, wenn ich nicht gehe, kann ich je hoffen, sie besitzen zu können? Und sie wird auf mich warten, sie wird sicher auf mich warten, ich habe nichts zu fürchten. Und ihre Liebe wird mich stark und groß machen.“

Der nächste Auszug ist von Florenz datirt.

„Ein ganzes Jahr vorüber, ein ganzes, langes Jahr und ich bin noch immer in Florenz. Es ist so weit, so sehr weit von meinem lieben Dörfchen, dies schöne Florenz. Ein ganzes, langes Jahr und sie ist mir noch treu, obgleich sich Viele um ihre Gunst bewerben, wie ich höre. Aber sie ist treu und wird es auch bleiben, die Madonna wird sie mir bewahren. Ich stand heut am Arno, sah ihn vorüberfließen und dachte: „O, wenn dieser schöne große Strom unser Flüßchen wäre, dann würde ich meine Liebessehnsucht und meine Grüße ihm anvertrauen und er würde sie hinabtragen und zu meinem Liebling bringen.“

Dann kommt ein Theil eines Briefes in einer weiblichen Hand:

„Mein Geliebter, — wie kann ich Dir danken für Dein schönes Geschenk? Ich habe nie solch' einen Ring gesehen; wie reizend die beiden kleinen Herzen sich darauf ausnehmen und der hübsche Spruch. Ich habe den Ring gleich angesteckt und er soll mich nie wieder verlassen

Aber Du wirst Dich für Deine Maddalena ruiniren, es ist nicht recht von Dir, daß Du so viel Geld für sie ausgiebst. Du wirst nichts übrig behalten, um Dir einmal ein Vergnügen zu bereiten und mit Deinen Freunden lustig zu sein und Du brauchst Zerstreuung jetzt, wo Deine Maddalena nicht bei Dir ist. Und doch, Geliebter, Deine Braut ist so selbstsüchtig, daß es ihr liebster Gedanke ist, sich vorzustellen, daß Du ganz allein bist und an sie denkst, während sie an Dich denkt. Und in der Stunde des Tages, wo wir uns gelobten, daß unsere Gedanken sich begegnen sollen, dann bleibst Du für Dich, nicht wahr? Du fühlst Dich einsam und liebst die andern Studenten nicht? Dann komme heim zu Deiner Maddalena und sie wird Dich trösten und glücklich zu machen suchen."

Jetzt kommen wir zu dem letzten Brief. Er ist in einer anderen Handschrift und mehr als ein Jahr später geschrieben, als der, den ich eben gelesen.

„Mein liebes, armes Kind. — Mag Gott Dir Kraft geben, diesen Schlag zu ertragen! Es ist nur zu wahr! ihr Ring — Dein Ring — ist an seinem Finger gesehen worden und ein Tag, nachdem der junge Deutsche abreiste, verschwand sie. Jemand aus unserm Dorfe will sie später in Venedig gesehen haben, in Begleitung eines Mannes, den er nicht kannte, der aber wie ein Deutscher aussah. Mehr als dies haben wir nicht erfahren können, ausgenommen, daß er Hermann heißen soll. Ich bete für Dich, mag der Herr Dir beistehen. Dein alter Freund und Lehrer Giuseppe Neri."

Weiter war von Briefen oder Tagebuchauszügen nichts vorhanden, aber hier ist noch ein Stück Papier, das Aufzeichnungen enthält, die zehn Jahr nach dem letzten Brief geschrieben und von Wien datirt sind.

„All diese Jahre habe ich sie durch ganz Europa gesucht und nirgends gefunden. Mein Geld ist fast zu Ende, ich weiß nicht, was ich thun soll. Aber ich werde sie finden, ich werde sie finden, ich weiß es bestimmt und sie wird zu mir zurückkehren und meine Liebe wird größer sein als Schmach und Schande. Und auch ihn werde ich finden und meinen Ring auf seinem Finger, doch dann — dann — in der Stunde, in der ich ihn treffe, mag Gott seiner schwarzen Seele gnädig sein, denn ich werde keine Schonung kennen."

Fünf Jahre später, von Berlin datirt.

„Mein Geld ist zu Ende, ich kann nicht mehr nach ihr suchen. Ich muß mein Brod als ein Bedienter erwerben. Manchmal verliere ich alle Hoffnung, aber ich werde sie finden und ihn auch, ich weiß es, ich fühl' es!"

Wieder aus Berlin datirt vor gerade acht Monaten.

„Ich warte, ich warte, doch es scheint immer vergebens, und ich bin müde, so sehr müde. Ich muß mich als Bedienter quälen und ich kann Italien nicht wiedersehen, ich habe kein Geld zurückzukehren. Denn Italien schien sie mir wiederzugeben, wie sie früher war und wenn ich den Wald und den Fluß sah, wo wir zusammen geweilt, schien all der Schmerz und die bittere Trennungszeit vergessen.

Aber jetzt werde ich die Heimath nie mehr sehen. Manchmal denke ich, daß die Stunde nahe ist, denn solange ich von Zeit zu Zeit nach Italien zurückkehren konnte, hatte ich Muth und Kraft, aber jetzt ist das auch von mir genommen, vielleicht weil ich mein Lieb endlich finden soll."

Ebelings Stimme zitterte, als er die letzten Worte las und er legte das Papier nieder und sagte leise: „Das ist Alles."

Mehrere Minuten blieb es still dann sprach der Anwalt: „Haben Sie die Absicht, noch weitere Schritte in der Angelegenheit zu thun?"

„Nein, die Vergangenheit läßt sich nicht zurückrufen und Teodore Peroni schien keine Freunde zu haben, denen daran läge, zu beweisen, wieviel mehr unglücklich als schuldig er war. Und wissen wir etwas Genaues? Er mag nicht ganz bei Sinnen gewesen sein, mag im Irrthum gewesen sein in Bezug auf Egon Helbig. Der Mann, den er tödtete, war vielleicht unschuldig an Maddalena Gasperinis Verderben, wenn sie überhaupt ins Verderben gekommen ist. Der Name des Mannes, mit dem sie floh, soll Hermann gewesen sein."

„Das war vielleicht ein fingirter Name."

„Gewiß. Aber selbst, wenn wir etwas beweisen könnten, wozu wäre es gut? Und wir können nichts beweisen, gar nichts."

„Ich glaube nicht, daß er sich geirrt hat", sagte der Rechtsanwalt nach einer Weile, d. h. wenn Maddalena Gasperini überhaupt verführt worden ist. Und ich bin beinah überzeugt, sie wurde elend gemacht und daß die Strafe den Verführer nach all diesen Jahren ereilte. Aber selbst wenn wir dies beweisen könnten, ist es besser, die Todten ruhen zu lassen. Wir leben in einer wunderlichen Welt! Was für Mühe wir uns gaben, Du und ich, diesen armen Italiener vom Tode zu retten, wir glaubten seine besten Freunde zu sein, während wir in Wahrheit seine schlimmsten Feinde waren. Denn er sehnte sich danach, zu sterben und Niemand hat ihm eine größere Wohlthat erwiesen, als die Geschworenen, die ihn schuldig fanden und der Richter, der ihn verurtheilte."

„Ausgenommen, der Henker, der ihn hinrichtete."

* *
*

Es ist Sylvester in Paris, ein eisiger Winterabend. Ganz Paris ist geschäftig zu kaufen, ausgenommen die noch geschäftigere Minorität, die verkauft. Hier eine große Dame, den Wagen gefüllt mit Bonbonnièren von Marquis oder Boissier, dort ein alter Herr beladen mit Geschenken, die morgen seine Frau und Kinder entzücken sollen; eine arme Frau aus dem Volke, die sorgsam ihre paar Sous nachzählt, ob es langt zu einem Halstuch für den Mann und eine Puppe für die Kleine.

Gerade gegenüber dem Maison Dorée, an der Ecke der Rue Lafitte verkaufen zwei Männer kleine Hampelmänner für den bescheidenen Preis von einem Sou das Stück. Sie bieten sie einer Frau, die vor ihnen steht, zum Kauf an. Die Frau scheint ungefähr vierzig Jahr alt zu sein, sie ist ärmlich gekleidet, zu dünn für den kalten Abend. Ihr Gesicht sieht traurig und müde aus, als ob sie den Kampf mit dem Leben täglich, stündlich zu kämpfen hätte. Ihre Wangen sind eingefallen und ihr braunes Haar, sauber unter einen schwarzen Hut zurückgestrichen, ist von Silberfäden durchzogen. Sie hat schmale feine Hände, aber sie sehen entsetzlich abgemagert aus, Hände, die viel genäht und gestickt haben. Sie scheint, ohne es zu wollen, in die Menge und vor die tanzenden Puppen gerathen zu sein, denn sie achtet nicht im Geringsten auf sie; sie hat den Kopf fortgewandt und sieht mit traurigen Augen nach dem strahlend erhellten Boulevard Montmartre. Die Leute stoßen und drängen sie, ohne daß sie darauf achtet, sie scheint die Einzige zu sein, die keinen Antheil nimmt an dem Festesgefühl, das alle erfüllt. Zwei Deutsche haben sich durch das Gewühl gedrängt und stehen vor den Puppen. Der eine zieht eine Handvoll Silber aus der Tasche, murmelt etwas von Kindern zu Hause und ist im Begriff, seinen Einkauf zu machen. In dem Moment wird er plötzlich am Arm gefaßt und die Frau, die bis dahin auf nichts geachtet, betrachtet mit gierigem Blick das Geld in seiner Hand.

„Monsieur, um der Liebe Gottes willen verhelfen Sie mir zu einem Stückchen Brod."

Beide Deutsche fahren erschreckt zurück, nicht durch ihre Worte, darin ist nichts Außergewöhnliches, auch nicht durch den wilden verzweifelnden Ton ihrer Stimme, sondern durch den Ausdruck in ihren Augen, den keiner von ihnen je in einem andern Gesicht gesehen, sonst würden sie gewußt haben, was er bedeutet. Der Angeredete warf schnell einige Münzen in ihre ausgestreckte Hand und zog seinen Gefährten davon.

Die Frau sagt kein Wort des Dankes, sie drängt sich durch die Menge, die willig Raum giebt und ihr schaudernd und flüsternd nachschaut. Sie geht die Boulevards entlang und die Leute, an denen sie vorüberkommt, drehen sich um und starren hinter ihr drein und das leise gesprochene Wort folgt ihr! Wahnsinnig! Die beiden Deutschen haben ihre gute Laune wieder gewonnen, sie finden, daß es Zeit ist zu diniren und begeben sich vergnügt nach dem Café Riche.

So wurde das alte Jahr begraben und das neue geboren.

Dicht bei der Seine, beinah im Schatten der große Kathedrale Notre Dame, steht ein stilles Haus. Die Leute, die es betreten, verkehren nur flüsternd und verlassen es eilig wieder. Am Neujahrsmorgen, der sonnig und hell anbrach und das schöne Paris in seinem weißen Gewande noch schöner als gewöhnlich erscheinen ließ, beschlossen die beiden Deutschen die Morgue zu besichtigen. Nur eins der schrecklichen zwölf Metallbetten war besetzt, der Körper einer Frau lag darauf. Die beiden Deutschen fuhren entsetzt zurück, als sie sie sahen.

„Das ist die Frau, der Sie gestern ein Almosen gaben," sagte der Eine. „Und doch, nein, es kann nicht sein! Sehen Sie nur, wie anders das Gesicht aussieht."

„Ja sie ist es, aber wir können jetzt ihre Augen nicht sehen, und das bringt die Veränderung hervor."

Ein Beamter näherte sich ihnen.

„Wissen Sie, wie diese Frau hieß", fragte einer der Deutschen.

„Es wurde ein Name bei ihr gefunden — mais que voulez-vous? Die Gäste, die hier einkehren, lieben es incognito zu reisen und viele kommen von weit her und haben verschiedene Namen gehabt, ehe sie hier Wohnung nehmen. Und was liegt daran, wer sie waren, hier sind sie alle gleich."

„Und wie war der Name?"

„Sie können ihn auf der Liste sehen, Monsieur, und einen andern Namen auch, der mit ihm gefunden wurde — ausländische Namen beide, ich kann sie nicht richtig aussprechen. Dort ist die Liste. Er zeigte auf die gegenüberliegende Wand, an der das traurige Verzeichniß von Tod und Verzweiflung hing. Das für das alte Jahr war voll, das für das neue enthielt nur die Beschreibung einer Unbekannten — die Tinte war kaum trocken.

„Nummer 944; Geschlecht weiblich; Alter ungefähr vierzig; Kennzeichen: ein silbernes Medaillon mit zwei Namen, Maddalena Gasperini, Egon Helbig."

„Wissen Sie etwas über sie, Messieurs?" fragte der Beamte. Der Inspektor würde jede Information dankbar annehmen.

Ohne ein Wort zu erwidern, verließen die beiden Freunde die Stätte des Todes und traten hinaus in die von hellem Sonnenlicht beschienene Straße, auf der die feiertägliche Menge auf und abwogte. Erst nachdem sie eine Weile gegangen, brach einer das Schweigen:

„Sie hatten also Recht den Abend bei D . . ., die Rache hat den Schuldigen ereilt."

„Haben Sie bemerkt, wie glücklich sie aussah? Sie haben sich endlich wiedergefunden!"

Buntes Allerlei.

Eisbedeckter Baum am Niagara. (Zu unserem Bilde auf Seite 9.) Die Stromschnellen, welche zwischen dem festen Lande und der Ziegeninsel liegen, sind von mächtigen Eisfeldern durchzogen, zwischen denen das Wasser mit Ungestüm, wie erbost über den ungewöhnlichen Widerstand, sich Bahn suchte. Das Eis des Niagarafalles erscheint bei jedem neuen Besuche neu und erschließt dem Auge ganz andere Schönheiten. Eine tiefe Schneedecke, hie und da durch umgestürzte Baumstämme unterbrochen, bedeckt den Boden. Wie lustige Weihnachtsbäume hängen die Fichten und Tannen mit ihren Eiszapfen darüber.

Rache. Der Zug von Paris nach Versailles sollte in fünf Minuten abgehen. Ein Herr steigt eilig in ein Coupee erster Klasse, die brennende Cigarre im Munde. Im Begriffe sich zu setzen, sieht er sich einer älteren Dame gegenüber und will eben als Mann von guter Erziehung die Cigarre zum Fenster hinauswerfen, als er von der Dame hart angefahren wird: „Wissen Sie denn nicht, daß es nicht gestattet ist, in einem Coupee zu rauchen, in dem Damen sich befinden?“ „Mein Gott,“ erwiderte der Herr, „Sie sehen, ich war eben im Begriff, Ihren Wünschen zuvorzukommen, indessen werde ich Sie nicht weiter behelligen“ — und verläßt mit stummer Verbeugung sein Gegenüber. Aergerlich nimmt er in einem Wagen dritter Klasse Platz und dampft seine Havanna. Da setzt sich neben ihn ein zerlumpter, nach Zwiebeln riechender Kerl. „Mein Freund,“ wendet er sich an denselben, „bist Du schon einmal erster Klasse gefahren?“ „Niemals.“ „So komm, ich habe hier ein überflüssiges Billet, das ich nicht verfallen lassen möchte, Du kannst's benutzen.“ Und er führt ihn an das eben verlassene Coupee, weist ihm den Platz an und schlägt die Thüre zu. Im nächsten Augenblick ging der Zug ab. Bis Versailles wurde an keiner Station angehalten.

Gesuch eines Magistrats. Die Eingabe eines Magistrates an die höchste Landesstelle um Aufnahme eines unbemittelten Wahnsinnigen in das allgemeine Irrenhaus war rubrizirt: „Gesuch des Magistrats zu X., um Aufnahme ins Irrenhaus.“ — Aus Versehen war der Name des Irren weggeblieben.

Tiefsinnige Betrachtung. „Ich weiß nicht,“ sagte Jemand, „was mir ist; mich freut schon gar nichts mehr! Ich komme allmälig zu dem Gedanken, daß es besser wäre, überhaupt gar nicht geboren zu sein.“ „Recht hast Du,“ entgegnete ein Freund, „aber das ist ein Glück, welches unter Millionen Menschen kaum einer hat.“

Die Ohrfeige. Es behauptete Jemand in einer Gesellschaft, es sei nicht so schwer, wie Mancher sich einbilde, von jeder Sache eine kurze und doch deutliche Definition zu machen. Man bestritt dies. — „Stellen Sie mich auf die Probe!“ rief er aus. — „Nun was ist eine Ohrfeige?“ — „Das Ende eines Gesprächs und der Anfang eines Prozesses oder eines Zweikampfes.“

Beschämendes Geschenk. Ein Arzt, der einen seiner Patienten durch den Tod verloren hatte, erhielt einige Tage darauf eine Schachtel. Als er sie öffnete, fand er darin eine goldene, mit Brillanten besetzte Tabatière, und an der einen Seite des Deckels die Worte eingravirt: Dem Herrn Doktor . . . die dankbaren Erben des Rentiers.

Vortheil des Lügens. In einer Gesellschaft war die Rede, wem man wohl am sichersten ein Geheimniß anvertrauen könne. „Einem Lügner,“ sagte ein Witzkopf, „denn plaudert dieser es auch aus, keiner glaubt ihm.“

Früh reif.

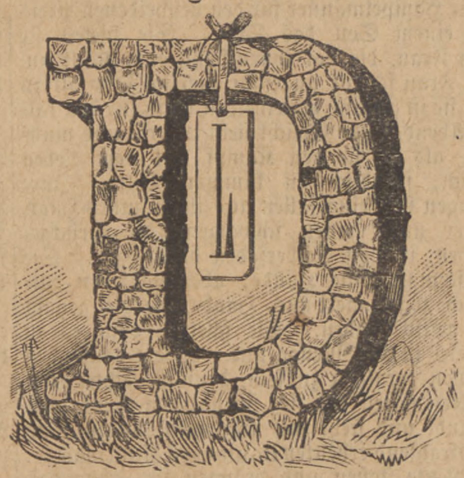
Originalzeichnung für unser Blatt.



„Na warte, Junge, Du rauchst, daß sag' ich Deinem Lehrer.“
„Das schadet nichts, der raucht ja selber.“

Aus alter Zeit. Zu einer Zeit, wo auch noch auf den englischen Bühnen keine Damen mitwirkten, daher die Damenrollen von Männern gespielt wurden, traf es sich, daß bei einer Vorstellung, der Karl II. beiwohnte, der Beginn des Schauspiels sich sehr verzögerte. Der König wurde ungeduldig und machte dem Direktor Vorwürfe; letzterer entschuldigte sich aber ganz devot mit den Worten: Daß die Königin noch nicht rasirt sei.

Rebus.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Ein Bauernhof in Canton. Unser Bild auf Seite 13 veranschaulicht uns einen Bauernhof in Canton, einer Provinz in China. Im Vergleich zu dem deutschen besitzt der chinesische Bauer weniger Intelligenz, auch ist dessen Anwesen nicht so bestellt als wie bei den Unseren. Im großen Ganzen ist der chinesische Landmann sehr träger Natur und überläßt die Bestellung seiner Felder seinen Knechten und Mägden und Gott und der Natur; er selbst bekümmert sich wenig darum. Ein solcher Bauernhof beherbergt als Hausthiere Kühe, Schafe und Esel.

Der Barbier der Bastille. „Wer sind Sie?“ fragte Linguet, als er in der Bastille saß, da eine große dürre Gestalt des Morgens früh in sein Zimmer trat. „Ich bin der Barbier der Bastille.“ „Ei zum Henker, die hätten Sie längst rasiren sollen.“

Zwei Vereinsmitglieder. Ein Herr war zur Abwicklung mehrerer Geschäfte in einen Einspänner auf Zeit gefahren und schickte sich nach beendigter Tour an, dem Kutscher das Fahrgeld und ein Trinkgeld zu geben, wobei er beiläufig bemerkte: „Eigentlich hätten Sie etwas schneller fahren können.“ „Mein Pferd abhetzen,“ meinte der Kutscher, „niemals! ich bin Mitglied des Thierschutzvereines.“ — „Und ich,“ sagte der Fahrgast, indem er das Trinkgeld wieder einsteckte, „bin Mitglied des Mäßigkeitsvereines und daher Feind der Trinkgelder.“

Falsche Interpunktion. Eine Schauspielerin hatte in einem Stücke zu sagen: „Rede! — Wie? — Du schweigst?“ Aber aus der Interpunktion machte sie nicht viel. Sie deklamirte also mit großem Pathos und befehlend: „Rede, wie Du schweigst!“

Wie der Kandidat die Liebe erklärt. Professor: „Sagen Sie, Herr Kandidat, in welcher Weise erklären Sie die Liebe?“ „Kandidat: „Im schwarzen Frack und weißen Handschuhen, und sage dem Mädchen, daß ich es heirathe.“

Todesanzeige. Eine Frau kam zu einem Gelegenheitsdichter und Zeitungschreiber, er möchte ihr eine recht rührende Anzeige von dem Tode ihres Mannes, eines Lederhändlers, für die Zeitungen machen; aber dabei auch zugleich erwähnen, daß sie dessen Geschäft nach seinem Tode fortsetzen wolle. Er erfüllte ihren Wunsch durch folgende Todesanzeige: Mein guter Mann verschied in Frieden, — Sanft möge seine Asche ruh'n; — Mit Leder handelt er hienieden, — Wie er werd' ich es künftig thun!
Anna S . . ., geb. B.

Merkwürdige Zwillinge. „Gott, wie sind die beiden hübschen Kleinen, die Sie da bei sich haben, einander ähnlich!“ sagte ein Mann zu seinem Freunde, der ihm mit zwei niedlichen Kindern begegnete. — „Kein Wunder,“ antwortete dieser, „es sind Zwillinge.“ „Und wie alt sind sie?“ — „Der Knabe ist vier, das Mädchen fünf Jahre alt.“

Sparsam bis zum Tode. Ein Mann, wegen seines großen Geizes berüchtigt, lag auf dem Sterbebette. Es war Abend, eine Lampe brannte neben seinem Lager auf einem kleinen Tisch, an welchem ein Wärter saß. „Ach,“ seufzte der Sterbende, „mein Ende naht, aber zum Sterben braucht man kein Licht.“ Mit diesen Worten blies er die Lampe aus, es war sein letzter Athemzug.

Nichts, aber doch etwas. Der Ausrufer vor einer Menagerie suchte die Vorübergehenden mit folgenden Worten zu locken: „Herein, meine Herren und Damen, herein, sehr schöne und seltene Thiere sind hier zu sehen! Arme Leute, welche gar kein Geld haben, zahlen die Hälfte.“

Die Liebe. Die Liebe ist ein altes Buch, — D'rin steht auf jeder Seite: — Verboten bin ich oft genug, — D'rum lesen mich die Leute.

Charade.

Im Ersten liegt die Welt zur Schau,
Die Zweite paßt auf jeden Bau,
Die Dritte ziemt allein dem Meister;
Das Ganze ist der Geist der Geister.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Homonym.

Du findest mich im Ungarlande
Als eine wohlbekannte Stadt;
Doch auch im lieben Vaterlande
Wo mich fast jede Stube hat.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Scherzaufgabe.

In welchem Kasus befindet man sich bei Tische?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Vom Ural.

Räthsel.

Ohne daß ich Füße hätte,
Eil' ich fort in schnellem Lauf,
Höre Tag und Nacht nicht auf,
Und bin doch fast stets im Bette.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Ziege. — Eisbär.

Redigirt von **John Schwerin** in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von **John Schwerin's Verlag, A.-G.,** in Berlin W., Behrenstr. 22.